

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336729](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336729)

Tanks.

Von Carl Staack, ehem. Kompagnieführer,
Infanterieregiment 75.

Sicher hatten Tanks bei ihrem ersten Auftreten großen moralischen Einfluß. Wenn diese großen Schildkröten, diese vierschrötigen Ungeheuer, sich mahlend und knirschend heranarbeiteten, so wirkte das auf die Soldaten ungefähr so, als wenn vor vielen Jahrhunderten ein feuerzüngelnder giftspeiender Drache auf einen todesmutigen Ritter losstoch. Lähmendes Entsetzen schlaffte die Glieder und das Gefühl unendlicher Verlassenheit stieg eiskalt hoch.

In den letzten Durchbruchversuchen an der Straße Somme—Py—Attigny sandte Gouraud unermüdet seine Franzosen und Amerikaner gegen unsere Reihen. Geduckt, fremdartig, schlichen sie hinter ihren Tanks her. Und ehe man sich's versah, waren sie heran, bis eine Garbe aus unseren Maschinengewehren sie wieder wegschwemmte.

In einer Blechhütte knien die letzten Offiziere eines Bataillons um eine Karte. Bei einer windflackerigen Kerze folgen sie dem Major: „Wir wissen nicht, ob vorne überhaupt noch deutsche Truppen sind. Meldungen kommen nicht. Die Patrouille ist nicht zurückgekommen. Hier rechts soll ein knapp ausgeworfener Graben sein zwischen Tannentesseln. Diese Linie ist zu besetzen. Jeglicher Widerstand mit vollem Einsatz zu brechen. Und nun Hals- und Beinbruch! Wer weiß, was morgen noch auf den Beinen steht von unserem Bataillon.“

Fröstelnd erheben sich die Offiziere, rücken am Stahlhelm und gehen steifbeinig zu ihren Trümmerhäufen von Kompagnien. Am Hang einer Mulde liegt meine Kompagnie. Grau und schattenhaft, wie Lemuren krabbeln sie da herum. Zwei streiten sich leise und verbissen um ein Beutestück.

Ich sage, was wir wollen. Ingrimmes Knurren antwortet. Aber sie folgen. In Kolonne zu einem. Das Tankgewehr schwanke voraus, wie eine riesige Landsknechtkanone.

Bei einem Waldstück treffen wir die andere

Kompagnie. Der Führer und ich halten noch einen Kriegsrat ab. Dann entschließen wir uns, mit den besten Meldern voranzugehen. Die Kompagnien sollen folgen.

Silberiges Gesimmer tropft von den Sternen in die Nacht. Unendliche Ruhe nach dem kampfdurchtobten Tag. Lautlos kriechen wir durch die Kusseln. Wir sichern wie Tiere, verhalten den Atem. Das Lederzeug knarrt, eine Gasmaske scheppert gegen einen Baumstamm. Vor uns plötzlich Erdaufwürfe. In einem Loch hockt eine dunkle Gestalt, kann auch ein Toter sein. Wir springen auf und haben einen Amerikaner, einen Leutnant, an der Gurgel, der vor Schlaftrunkenheit lallt. Neben ihm sitzt noch einer, ein Soldat. Ein Maschinengewehr haben sie neben sich, das auf den Pfad eingerichtet ist, den wir



gekommen sind. Uns ist 'zumute, wie dem Reiter über dem Bodensee.

Der Amerikaner gibt uns Auskunft. Er hat sich verirrt und ist vor Müdigkeit eingeschlafen. Wir sind in unserer alten Stellung, die vollkommen unbesetzt ist, weder Freund noch Feind, Tote allerdings genug.

O General Gouraud, wenn du wüßtest, wie feige deine Leute waren, und wie pflichtvergessen der amerikanische Leutnant, der gewiß von einer Mademoiselle träumte, — die Freundschaft mit Sammy wäre sicher in die Brüche gegangen. Als wir den Amerikaner nach Zigaretten fragen, stellt er sich stoisch dumm und sagt: „Bitte, gib mir eine!“ Jedoch, die vitalsten Interessen siegen immer, und gierige Finger ziehen ihm ein Bündel Camel und eine Tafel Cavendish aus der Brusttasche.

Der Gefangene wird mit Meldung zum Bataillon geschickt, und wir machen es uns bequem in den Löchern. Bieredige Löcher, in denen zur Not zwei Mann hocken können. Wir können eine ganz dünne Kette ziehen. Rechts ist Anschluß. Aber links nichts zu wollen. Da gähnt eine Lücke, gefährlich wie ein Wespennest. Hier wird abgeriegelt.

Die Nacht bleibt unwahrscheinlich ruhig. Fast dämmert ein trüber Morgen herauf. Reif verspaßt das Vorgelände. Leise zittert das Gras im frischen Hauch. Mit einer grausamen Neu-

gierde harre ich der Dinge, die der Tag ent- hüllen wird. Der Feind läßt sich gar nichts mer- ken. Die aufkeimende Hoffnung, daß heute kein Angriff kommt, wird sofort wieder verworfen.

Und da geht's los. Wie ein elektrischer Kon- takt sprüht es knisternd auf, und aus Maschinen- gewehren, weit ausgreifend, überspannt und über- krallt der Tod das Gelände. Flieger mit der ver- fluchten Trikolorentorlarde schaukeln surrend über uns und glohen sich die Augen aus nach den Grauen, die sich in den Erdlöchern vergraben. Erdflöh, Geschmeiß, so kommt man sich vor in seiner Ohnmacht.

Oben über die Höhe krabbeln emsig und be- dächtig vier seltsame Geschöpfe. Tanks! Sie haben sogar Richtung, so gut es geht. Einer hält direkt auf uns zu, fährt gemächlich an unse- rer Grabenkante entlang. Mgs zucken auf, Mus- keten rasseln, Handgranatenkrachen überwölbt dumpf diese Teufelsmusik. Alles scheint auf den Tank so viel Wirkung zu haben, als wenn eine Mücke einen Igel sticht. Die Granaten aus der Revolverkanone des Tanks pfeifen mit einem gellenden Hui über uns hinweg. Wir schießen Leuchtpatronen auf die Schächlige; aus welcher phantastischen, irrsinnigen Eingebung heraus, weiß ich nicht. Die Leuchtkugeln steigen auf, wie lustige Vögel und tun dem Tank nicht das min- deste. Ein Unteroffizier schleudert in schäumen- der Raserei einen Muskotestiefel, der da herum- lag, gegen den Tank. Ein Kochgeschirr fliegt hinterher. Nüchts beides nichts, und apathisch sinkt er zurück in sein Loch.

Da es überall aus den Büschen noch prasselt, kehrt der Tank wieder um. Unbefelligt von unse- rer Artillerie verschwindet er wieder hinter der sicheren Kuppe. Unsere Linie hat er genau fest- gestellt. Mit kleinen und mittleren Kalibern werden wir jetzt einfach zugebeckt. Unfäglich grausig und schmerzvoll ist dieses letzte Hinducken mit der innerlichsten Bitte, es kurz zu machen. Eine Mauer aus Qualm, Rauch, Mulm, Erde, Kiefern- und Tannenzweigen, undurchdringlich, glühweiß wabert über, um und neben uns. Blutrot brechen die Explosionen daraus hervor. Lang hinkallende Schreie durchstoßen das Grauen. Man knirscht den Kopf mit dem Stahlhelm in die Erde und wartet . . . wartet . . .

An das Tosen hat man sich so gewöhnt, daß die plötzlich einsetzende Ruhe das Entsetzen nur noch steigert und die Nerven bis zum Zerreißen anspannt. Es ist, als ob ein Riesenhebel alle Geschütze abgedrosselt hat. Nun müssen sie ja kommen. Nichts zu sehen. Links und rechts sitzen nicht mehr viele Leute, tot — tot — tot. Sie könnten uns jetzt glatt überlaufen. Warum kommen sie denn nicht? Mögen sie nicht mehr? Wir warten, ratlos, erstarrt. Man möchte sich freuen, daß das Gefnalle vorbei ist, aber das ist

alles so unheimlich. Seltsam ist die Bilderschau, die durch das Hirn raft.

„Da! Da!“ mein Melder reizt mich am Arm. Herr im Himmel, da sind sie schon. 200 Meter links von uns sind sie hinter unserer Linie. Da wimmelt es von Blauen. Wie ist das nur möglich? Ohne Schuß sind sie herangekommen.

Aussichtslos, mit dieser Flankenbedrohung sich hier länger aufzuhalten, und ich schreie, was ich kann: „Zurück zum Wäldchen, zum K. T. K.“ Nur fünf, sechs Mann fallen, stolpern, stürzen, hinken durch die Trichter. Das Feuer des Fein- des lebt wieder auf, weiter nach hinten verlegt. Die Geschosse zischen wie glühende Speere in die Erde. Roter Nebel blendet die Augen.

Ach, ich mag nicht mehr. Am liebsten würde ich mich hier hinwerfen. Nun noch einmal durch einen Feuerwall. Ein Gestank wie von einem Schlachterladen in heißer Sonne brenzelt im Halse. Süßlich und vergiftend schleicht Gas in die Lungen. In rasend aufgepeitschten Strömen jagt das Blut.

Wie aus dem Boden gewurzelt, stehen zwei Horizontblau vor uns, Gewehr im Arm. Der eine schießt aus dieser Stellung — vorbei. Mit einer Kugel im Bauch liegt er. Ehe der andere seine Knarre wegschmeißen kann, sackt er zusam- men unter einem Kolbenschlag. — Wir rasen weiter.

Im Waldstück wimmelt es aufgereggt. Schnell wird es zum Igel eingerichtet und speit nach allen Seiten. Die Franzosen im Vorgelände ver- schwinden wieder. Nur Amerikaner laufen noch ganz dumm in Maschinengewehrgraben hinein.

Mit Knaden bricht wieder ein Tank aus dem Kieferndickicht und schiebt sich an uns heran. Unablässig schießt er aus seiner Revolverkanone auf unser Waldstück. Gott sei Dank viel zu hoch. Unverschämt nahe kommt er heran. Unter sei- nem Feuer können wir voranschleichen und aus Trichtern fliegen Handgranaten, die aber nur die Wände einbeulen. Da richten wir drei schwere Maschinengewehre auf einen Punkt des Tanks ein und höllern heraus, was heraus will. Das Kühlwasser siedet fast. Halloh, der Tank bäumt sich auf, schwankt, bleibt stehen. Vor Erstaunen wird es still bei uns, die Hände ruhen wie er- schlafft auf den Hebeln. Die Tür des Tanks tut sich auf, und ein Horizontblauer hüpfst heraus, ungeschlüssig, starrt verdutzt, sein linker Arm hängt schlaff herunter, ein feiner Blutsstrom rinnt über das Blau der Uniform. Ein paar Schüsse fallen, zerfetzen die Luft. Wie ein Hase springt der Franzose in ein Granatloch. Hin, an den Tank; wie betrunkene Teufel tanzen die Soldaten um ihn herum. Es ist etwas von Besessenheit über sie gekommen. Einer sitzt schon drin und visiert an der tüchtigen Revolverkanone. Wie Teller auf Tellerbörrten sitzen ringsherum die ekelhaften Flitzgranaten. Andere schleppen den Franzosen

herbei. Da gerade über die Höhe eine neue Angriffs- welle toskelt, erhebt sich ein wahrer Tumult; brüllend, schreiend, geifernd: der Franzose soll schießen. Gewehrläufe bedrohen die Brust des Gefangenen. Eine Pistole fuchelt vor seiner Nase herum. Schreckensbleich starrt der Gefangene, die Augen flackern von einem zum andern. Handbewegungen, wild, kühn, machen ihm klar, was man von ihm will. Er schüttelt den Kopf: „Non blessé.“ — „It s'heet,“ schreit einer, „he schall dat wiesen!“ — „Montrez!“ Er zeigt die Handgriffe, und im Nu krachen die französischen Granaten in die Angriffskolonne und schlagen sie zusammen.

Als wir uns in der Nacht vom Feinde lösen, hätten wir unseren Tank am liebsten mitgenommen.

*

Der Flieger.

Von Max Bittrich.

Wie Orgelklang an schütternden Emporen,
Vom Zwang befreit, durch keinen Ruf gezügelt,
So steigt Ihr siegend, Lichtentflammt besüßelt,
Verbrüderi Euern löhenden Motoren.

Doch ob als klarer Wein, ob unvergoren —
Sehnsucht der ganzen Menschheit heißt Euch
schweben:

Die erdverhafteten Millionen geben
Der gottentstammten Sonnenlust die Sporen.

*

Englische Anektionsbestrebungen in Ostafrika.

Von Gouverneur z. D. Dr. Heinrich Schnee,
M. d. R.

Das englische Kabinett hat den Bericht der Hilton-Young-Kommission, der die Zusammenlegung des Mandatgebietes Tanganyika Territorij (Deutsch-Ostafrika) mit den angrenzenden englischen Kolonien Kenya und Uganda vorschlägt, grundsätzlich angenommen und beschlossen, einen Oberkommissar nach Ostafrika zu senden, als welcher der permanente Unterstaatssekretär im Kolonialamt, Sir Samuel Wilson genannt wurde. In der Sitzung des Oberhauses vom 13. März 1929 fand dann eine Debatte über diese Angelegenheit statt, bei welcher der bekannte frühere Kolonialgouverneur Lord Lugard die gewaltige, weit über die lokalen Verhältnisse hinausreichende Bedeutung der zu treffenden Entscheidung für das gesamte Britische Reich betonte. Er forderte, daß die Vorschläge der Regierung zum Hilton-Young-

Bericht einem gemeinsamen, aus allen Parteien beider Häuser des Parlamentes zu bildenden Komitee unterbreitet werden sollten, das seinerseits die aus den afrikanischen Gebieten zu sendenden Delegationen anhören sollte. Als Vertreter der Regierung gab der Unterstaatssekretär für die Kolonien, Lord Plymouth, eine sehr gewundene Erklärung ab, in der er ausführte, daß er keine endgültige Erklärung über die Politik der Regierung abgeben könne. Diese habe nicht die Absicht, irgendwelche endgültige Handlung vorzunehmen, bevor ausreichende Gelegenheit zur Erörterung in der Heimat sowie draußen in den betroffenen afrikanischen Ländern gegeben sei. Den Vorschlag zur Bildung eines gemeinsamen Komitees der beiden Häuser des Parlaments halte er für verfrüht. Im übrigen legte er dar, daß der Hilton-Young-Bericht zum großen Teil lediglich eine Erweiterung der früher von englischen Kolonialministern aufgestellten Prinzipien und insoweit natürlich für die Regierung annehmbar sei. In einigen Punkten sei vielleicht über die früher niedergelegten Prinzipien hinausgegangen und hier müsse sich die Regierung ihr Urteil bis zur Beendigung der gegenwärtig schwebenden Erörterungen vorbehalten. Auf die Frage Lord Cecil's, ob Wilson nach Ostafrika entsandt werden solle, antwortete der Regierungsvertreter, daß die Angelegenheit sich im Stadium der Erörterung befinde.

Diese Oberhausdebatte läßt trotz aller Bindungen und Verhüllungen seitens des Regierungsvertreters erkennen, daß die englische Regierung auf dem Pfade zur Erlangung der kostbaren Kriegsbeute zielbewußt weiter fortschreitet, die ihr bei den Verhandlungen über das Deutschland aufzuerlegende Friedensdiktat infolge der Haltung des amerikanischen Präsidenten Wilson zunächst entgangen war. Damals wollten die englischen Staatsmänner bereits diese größte und wertvollste deutsche Kolonie ebenso wie andere Kolonialgebiete annectieren. Die Staatsmänner der übrigen Alliierten stimmten dem gern zu und wollten ihrerseits gleichfalls ihren Anteil an der Beute in Gestalt von deutschen Kolonien ihren Besitzungen einverleiben. Aber Präsident Wilson lehnte dies ab und setzte das Mandatsystem durch, nach dem die Nationen, denen deutsche Kolonien als Mandate zugeteilt wurden, lediglich die Vormundschaft über die jene Kolonialgebiete bewohnenden Völker als Mandatäre des Bundes und in seinem Namen zu führen haben. Danach steht England in Deutsch-Ostafrika nur eine Verwaltung zu treuen Händen unter Aufsicht des Völkerbundes zu.

In geschickter und hinterhältiger Politik ist die englische Regierung frühzeitig darauf ausgegangen, den Boden für die tatsächliche Einverleibung und die Annektion Deutsch-Ostafrikas

unter möglichster Wahrung äußerer Formen vorzubereiten. In das 1922 in London — zweifellos unter maßgebender englischer Mitwirkung abgefaßte Mandatstatut für die Verwaltung Deutsch-Ostafrikas wurde in Artikel 10 die Bestimmung hineingeschrieben: der Mandatar solle befugt sein, das Mandatgebiet in eine Zoll-, Finanz- oder Verwaltungsunion oder Föderation mit den angrenzenden englischen Gebieten zu bringen. Dieser Artikel fand die Zustimmung des Völkerbundsrats, in dem Deutschland damals noch keine Vertretung hatte und der nichts weiter war als das Werkzeug der Siegerstaaten. Der Artikel 10 ist aber in Wirklichkeit ungültig, weil unvereinbar mit Artikel 22 der Völkerbundsatzung, der für das Mandatssystem maßgebenden Grundlage. Die Aufnahme des Artikels 10 in das Mandatstatut für Deutsch-Ostafrika stellt nichts weiter dar als den Versuch einer Fälschung des Mandatssystems, dem angesichts des klaren Wortlauts der Völkerbundsatzung der Erfolg versagt bleiben muß. Denn nach der Satzung hat der Mandatar bei der Kategorie von Ländern, zu denen Deutsch-Ostafrika gehört, lediglich das Recht der Verwaltung; eine Zusammenlegung mit anderen Ländern ist nicht zulässig.

Auf dieser unrechtmäßigen Grundlage des Artikels 10 des Mandatstatuts ist dann die englische Regierung weiter vorgegangen, indem sie vor etwa anderthalb Jahren die Hilton-Young-Kommission nach Ostafrika entsandte, um über die Frage der Vereinigung des ostafrikanischen Mandatgebiets mit den angrenzenden englischen Kolonien zu berichten. Die Kommission hat, obwohl die überwiegende Meinung in dem größten Teil der betreffenden Länder durchaus dagegen war, die Vereinigung unter einem Oberkommissar, der nach Erledigung der einleitenden Schritte in einen dauernden Generalgouverneur umgewandelt werden soll, vorgeschlagen. Als Hauptgrund ist in dem Bericht die Notwendigkeit einer einheitlichen Eingeborenenpolitik vorgeschützt. Wie wenig das zutrifft, zeigt die Stellungnahme der hauptsächlich von Eingeborenen bewohnten ostafrikanischen Länder sowie der Vertreter der Eingeborenen selbst, die sämtlich gegen die Vereinigung waren.

In Wirklichkeit handelt es sich um den Versuch der Einverleibung Deutsch-Ostafrikas, das zwei Drittel der Fläche der neu zu bildenden kolonialen Einheit ausmacht. Das geht nicht nur aus dem bisherigen Vorgehen der englischen Regierung hervor, sondern es ist unzweifelhaft in einer Reihe von Äußerungen maßgebender englischer Persönlichkeiten und Korporationen zum Ausdruck gelangt, daß dies das wirkliche Ziel der Aktion ist. Es wurde verschiedentlich, z. B. von einem Mitglied des gesetzgebenden Rats in Nairobi, der Hauptstadt der Kenyafolonie,

ausgesprochen, daß man befürchtet, eine künftige englische Regierung könnte einmal daran denken, Deutsch-Ostafrika wieder an Deutschland zurückzugeben. Dem wolle man dadurch einen Riegel vorschieben, daß man das wertvolle Land durch untrennbare Bande mit den angrenzenden englischen Kolonien zusammenschließe, so daß es niemals wieder herausgelöst werden könnte.

Das auf Beiseiteschiebung des Mandatssystems und auf Annektion gerichtete Vorgehen der englischen Regierung stellt einen Treubruch dar. England will das ihm zu treuen Händen anvertraute Mandatgebiet sich widerrechtlich aneignen. Es bedeutet auch einen Vertragsbruch, denn die Völkerbundsatzung bildet einen integrierenden Bestandteil des Versailler Diktats, deshalb darf ohne Deutschlands Zustimmung nichts an dem darin festgelegten Mandatssystem geändert werden. Es handelt sich um ungeheure Werte, um ein großes Land von kaum abzuschätzenden Zukunftsmöglichkeiten, das England durch eine Schiebung größten Stiles seinem bereits ein Viertel der Erdoberfläche umfassenden Reich einverleiben will.

Dagegen muß sich Deutschland auf das äußerste wehren. Es muß da protestieren, daß die wenigen ihm aus dem Versailler Diktat zustehenden Rechte verletzt werden, wie dies durch die tatsächliche Annektion Deutsch-Ostafrikas gerichteten Handlungen der englischen Regierung geschieht. Der Artikel 10 des in London abgefaßten Mandatstatuts des Tanganika Territoriums stellt bereits eine solche Verletzung dar und ebenso die darauf gegründeten weiteren Schritte der englischen Regierung, die unzweifelhaft auf nichts anderes hinausgehen, als auf die mit dem Mandatssystem unvereinbare dauernde Einverleibung Deutsch-Ostafrikas in den britischen Besitz. Ich habe bereits vor Jahresfrist, als die Kommission sich in Ostafrika befand, in der Sitzung des Reichstages vom 1. Februar v. Js. die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß der Zweck dieser Entsendung die Vorbereitung der Annektion des Mandatgebiets sei. Damals hatte der Reichsaußenminister Dr. Siresemann darauf erwidert, daß die Vorgänge bisher eine bestimmte Entschliekung der großbritannischen Regierung nicht erkennen ließen; die Reichsregierung würde sich einer Aenderung der Mandatgrundlagen, so wie sie in der Völkerbundsatzung und der Satzung des Versailler Vertrages enthalten seien, gegebenenfalls mit Nachdruck widersetzen.

Seither ist die englische Regierung, wie trotz aller offizieller englischer Verbunklungsbemühungen klar zutage liegt, konsequent weiter vorgegangen. Es ist der Augenblick gekommen, daß die deutsche Regierung gegenüber der englischen Regierung, aber auch bei dem als Hüter des Mandatssystems berufenen Völkerbund in entschiedenster Weise Einspruch dagegen erhebt,

daß England in seinen Maßnahmen zur Einverleibung des ihm zu treuen Händen anvertrauten Mandatgebiets weiterschreitet. Das ganze deutsche Volk muß sich dem widersetzen. Es ist eine Angelegenheit, die jeden Deutschen angeht, ohne Rücksicht auf seine Parteistellung, ohne Rücksicht aber auch auf seine persönliche Einstellung zur Kolonialfrage. Denn es handelt sich darum, zu verhindern, daß England sich über deutsche Vertragsrechte hinwegsetzt und ohne Gegenleistung sich ungeheure Werte aneignet, die ihm nicht gehören.

*

Wie der Burnhaupter Seppel seine Heimat stürmte.

Kriegsanekdote von Joseph Albiker.

Während des ganzen Winters 1914/1915 wogten die Kämpfe im Oberelsaß um den Hartmannswillerkopf und andere militärische Stützpunkte. Auf deutscher Seite standen zum überwiegendsten Teile Landwehregimenter badischer Staatsangehörigkeit, insbesondere die Landwehrintanterieregimenter 109, 110, 111, 112, und 40.

Im Dorfe Oberburnhaupt waren die Bierziger von den Franzosen überrumpelt worden und andern Tags, am 8. Januar 1915, sollten es badische Landwehrmänner im Sturm zurückerobern.

Auch die 11. Kompagnie vom Landwehrintanterieregiment 110 hatte Befehl, in der ersten Sturmwelle vorzurücken. Der Hauptmann N. N. ließ seine wackeren Landwehrmänner antreten und sprach ihnen Mut und Gottvertrauen zu. Alsdann stellte er die Frage, ob ein Mann in der Kompagnie sei, der etwa das Gelände dieser Gegend kundig wäre. Da trat einer vor, schlug die Haken zusammen und erklärte: „Herr Hauptmann, ich kenne mich hier aus, wie in meiner Hosentasche!“ Es war der Burnhaupter Seppel, einen andern Namen gab es im Kameradenkreise für den tapferen Soldaten nicht.

„Gut, mein Sohn!“ erwiderte der Hauptmann, „Sie übernehmen mit die Führung der Kompagnie!“ Da ging ein Lächeln über die robusten Züge des härtigen Feldgrauen. — Es galt heute, die Heimat zu befreien! —

Und der Burnhaupter Seppel führte die Kompagnie so geschickt durch ein Wasserwiesengelände mit Dämmen, Deichen und Mulden, daß trotz höllischem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer der Franzosen keine Verluste entstanden; die Kugeln pfliffen über die Köpfe der Stürmenden wie ein Hageltrauschen; aber immer zu hoch, um treffen zu können. —

„Wenn wir erst einmal oben sind, zum Kukuk! dann wollen wir den Rothosen heimzahlen!“ rief

Seppel. Ein Fäßchen Wein habe ich vor meinem Abschiede in einer Beuge Stadtholz versteckt, die Lumpen werden es, will ich hoffen, nicht entdecken haben; damit wir nach getaner Arbeit den Döner ordentlich löschen können! Kameraden, es muß ein Fest werden! — Seht, dort am linken Dorfrande das Häuschen ist mein, das muß zuallererst unser sein; aber schießt mir die Fensterscheiben und Läden nicht alle kaputt!“ —

Und die Kompagnie kam glücklich ans Dorf heran. Ein fürchterlicher Nahkampf entspann sich, grausenerrögend. Mit Bajonett, Kolben und Spaten, Mann gegen Mann! —

Der Burnhaupter Seppel hatte mit einer Abteilung (meistens Baarer) den Sturm auf sein Haus eröffnet. — Aber aus allen Fenstern und Löchern krachte, bligte und pfiß es. „Donnerwetter!“ da scheint sich eine halbe Kompagnie eingestiftet zu haben! „Duckt euch, Kameraden!“ rief Seppel, „kommt, kriecht nach der hinteren Fassade, ich kenne einen Ausweg!“ Und er schlich an eine Türe, wußte sie mit geschicktem Griff zu öffnen, trat als erster mit vorgehaltenem Gewehr in sein Haus und zwar in die Scheune. — Die Franzosen waren durch die zu den Wohnräumen führende Treppe nach dem linken Teile des Hauses geflüchtet. Ein paar Tote lagen in der Scheune. Einer saß ruhig auf der Treppe, sein Gewehr im Arme, mit geschlossenen Augen, angelehnt. „Der schläft in aller Seelenruhe!“ Landwehrmann Schmied trat auf ihn zu, schüttelte ihn, seine eigene Feldflasche präsentierend. „Hallo! Kamerad! wach auf! hier hast du zu trinken!“ Aber der Franzmann rührte sich nimmer. —

Hausflur, Stube und Küche, waren schon vom Feinde verlassen, als der Burnhaupter Seppel und seine Freunde eindringen, aber im oberen Stockwerk trampelte und rumorte es und krach! ein Schuß von oben durchschlug die Gipsdecke.

„Schießt mir der Kerl ein Loch in die Stube! Jetzt los, Kameraden! Feuer!“ Und einige Minuten dröhnte im Hause ein fürchterliches Gewehrfeuer. Aus den unzähligen kleinen Löchlein in der Decke rann warmes, rauchendes, rotes Blut und dann wurde es still.

Ein schwächtiges, zitterndes Französlein kam als erster vom zweiten Stockwerk herunter, warf sich auf die Knie und faltete die kleinen, feinen Hände: „Pardon, sil vou plai, Pardon Messieurs!“ Niemand tat ihm etwas zuleide. —

Die Landwehrmänner stiegen nach oben; der Franzose, saktionslos, rannte auf die Straße. Im nämlichen Augenblick fuhren zwei deutsche Radfahrer vorüber. Es fiel ein Schuß aus des Burnhaupter Seppels Haus und der vorderste Radfahrer lag im Blute; der zweite warf sein Rad fort, riß den Spaten heraus und spaltete dem eben entronnenen Franzosen den Schädel, daß er lautlos niedersank. —

Es gab nimmer viel Arbeit im Hause des Burnhaupter Seppel. — Von etwa einem Duzend Feinde waren nur noch zwei am Leben. — „Nun ist das Haus wieder mein!“ sagte unser waderer Stürmer und wischte den Schweiß von der Stirne. —

Ähnliche Nahkämpfe gab es fast in jedem Hause des Dorfes Oberburnhaupt, bis es wieder in Händen der Deutschen war und mancher badische Landwehrmann, der Frau und Kinder zurückließ, starb den Heldentod, auch mancher Sohn der Baar.

Nach etwa einer Stunde hatten sich die noch übrigen Franzosen ergeben, 250 an der Zahl. Aber aus Kellern und anderen Verstecken krochen auch viele Aler hervor, die vorigen Tags in französische Gefangenschaft gerieten und noch nicht abtransportiert worden waren. Und die Freude des Wiedersehens und des Sieges unter den deutschen Landwehrmännern war groß.

Mit seinen Kameraden durchwühlte der Burnhaupter Seppel die Stockholzbeuge, das versteckte Faß Wein kam zum Vorschein und wurde bis auf den letzten Tropfen geleert. Ueberstandene Gefahr und Mühe ward bald vergessen und die Stunden der Rast wurden zum fröhlichen Feste. — Unser Seppel mußerte sein Heim vom Keller bis zum Dachstuhl und stieß graufige Verwünschungen aus, weil manche Fensterscheibe zerschlagen, Kisten und Kästen zertrümmert und Geschirr und Kleider in wüstem zertretenen Haufen umherlagen; aber allmählich kehrte bei ihm seine innere Zufriedenheit zurück; weil sein Haus wenigstens noch nagelfest war und er selber es dem Feinde abgerungen! —

Das Dorf Oberburnhaupt blieb leider nicht allzu lang in deutscher Hand und heute ist es, sowie das ganze Elsaß, wie man anzunehmen gezwungen wird, für immer französisch geworden. Und wenn wir heute an jene Tage zurückdenken, wo deutsches Blut jene teure Erde zurückkaufte, dann überkommt uns ein namenloses Weh! Es würde uns ganz besonders interessieren, wie der Burnhaupter Seppel über die Vergangenheit und Gegenwart denkt! Wir wissen nur, daß er noch am Leben ist. Vielleicht scheidt ihm einer der ehemaligen Mitkämpfer diese Zeilen und regt ihn zur Darlegung seiner heutigen Gesinnung an!

*

Die ostpreussische Penelope.

Von Björn Björnson.

Es war vor der Schlacht bei Tannenberg. Die kleine blonde Frau blieb als Oberkommandierende auf dem Gut zurück, denn der Mann trat schon den ersten Tag ins Heer. Der Krieg wälzte sich vor und zurück. Die kleine Frau behielt ihre klaren Gedanken. Die schön-

sten Mädchen drunten aus dem Dorel nahm sie zu sich aufs Gut. Auf fünfzehn Matrasen schliefen sie drin im Rittersaal. Ihr eigenes Bett ließ sie mitten unter ihnen aufstellen. So waren sie da und warteten. —

Eines Tages hörten sie ein Schreien und Brüllen. — Es kam näher —? Ja — es waren die Kosaken. Hinein ins Gut kamen sie angelehrt, so vierzig Stück. Sie selbst stand auf der Treppe. Ein Offizier ritt an, stieg ab und ging zu ihr hin. — Er zog seinen Revolver und verlangte auf deutsch, daß sie ihm auf der Karte den Weg zeigen sollte. Sie begriff und tat, was er forderte. Er war sehr höflich und ritt weg.

Sie war allein — mit den Kosaken. So sechs näherten sich ihr. Sie kamen so dicht heran, daß sie langsam wich — hinein in die Stube. Dort stellte sie sich gegen die Wand. Sie wollte den Rücken frei haben. Sie stand — die gekreuzten Arme fest an die Brust gepreßt. Das Herz schlug gewaltig. Einer kam näher und näher — packte mit der Faust ihren Arm — da hörten sie auf dem Hof schreien. — Mit einem Satz waren sie alle zusammen draußen. Es kam was gelaufen. — Mit einem Sprunge die Treppe rauf. Zwei Kerls stürzten herein. Beide faßten sie am Arm und zogen mit ihr ab. Hinunter die Treppe — über den Platz. Da standen alle Kosaken um die — Aderbaumaschinen. Sie besahen sie sich, schwagten und gloghten — und begriffen nichts. Einer von ihnen sprach ein wenig deutsch. „Was — das — is?“ Sie mußte sich sammeln, um wieder festen Grund in anderen Gedanken zu finden. — Ja. — Dann erklärte sie. Als es ihnen durch ihr Erklären aufging —, daß diese spreizigen Dinger etwas für die Erde, das Gras, das Korn seien, da waren sie nicht zu bändigen. Die Pferde mußten vorgespannt werden. So ging es hinaus auf die Felder.

Draußen mußte sie auf jede einzelne Maschine. Mußte mähen — schlagen — mußte alles zeigen, was die Maschinen konnten. Daß sie es konnte, das kleine Frauchen — das rettete ihr Leben. Nur große verwunderte Frahen standen da und sahen sie an. Sie klatschten sich auf die Schenkel, daß es knallte. „Klein Frau — flinkes klein Frau,“ riefen die, die ein paar deutsche Worte konnten. Sie kehrte zurück zum Gehöft wie eine — Siegerin.

Drei Wochen lang täglich kamen neue Kosaken auf das Gut angelehrt. Aber die Maschinen retteten sie, die Mädchen, das Gut. Jede neue Schar hörte von denen, die abzogen, was da für Maschinen seien. Jeden Tag mußte sie Vorstellung geben. Hinauf auf die Pferdeharke — hinauf auf die Mähmaschine — wieder herunter und rauf auf eine andere. Sie war zermüht. Sie war trunken vor Müdigkeit. — Die Mädchen wollten sie gern „requirieren“. Sie

stellte sich vor sie hin und sagte: „Nein!“ Dann lachten sie meistens. Die „Klein Frau“ mit „die groß“ Maschinen. Und sie lachten und machten einen Heidenlärm Tag und Nacht.

So stand die Zeit still, drei Wochen lang. Da, eines Tages, glaubte sie — daß ihr letztes Stündlein geschlagen habe. Mehrere kamen und und holten sie. So merkwürdig sahen sie aus. So feierlich —? Da draußen auf dem Hofplatz waren sie versammelt. Alle miteinander. Sie nickten und grüßten. — Einen Hügel über dem Gehöft ging's hinan. Sie hielten sie — aber ganz behutsam. Alle Kosaken mit. Dort oben machten sie alle zusammen Halt. Einer von ihnen — ein Unteroffizier — sprach mit ihr. Er konnte auch Deutsch. Er reichte ihr ein Fernglas — ihres Mannes, das er gestohlen hatte. „Klein Frau“ — durchsehn — nach Osten — Sie tat es. „Das alles großes Russenland.“ Dann mußte sie sich herumdrehn und nach Norden, Süden, Westen blicken. „Alles das auch großes Russenland.“ Sie war nicht einverstanden — schwieg aber. „Berlin is russisches. Kaiser Wilhelm verloren Verstand — und dein Mann tot! Du heiraten einen von uns!“ Da war es also heraus. Dies kleine Menschenkind — die „Klein Frau“ — sollte mit nach Rußland. Aber — mit Anstand — in Ehren. Der Pope sollte seinen Segen geben. Ja — ja. Sie standen um sie herum — und glogten auf sie. Einen Augenblick schwand ihr jeder Gedanke. Ein innerer Wille, über den sie nicht Herr war, schaffte sich endlich Bahn. Ganz langsam kam's heraus: „Ja — ich will. — Aber ich muß Zeit zum Ueberlegen haben, — wen ich am liebsten will. — Denn die Wahl ist schwer.“

Als sie das überseht bekommen, da kannte ihr Vergnügen keine Grenzen. Einer zeigte auf den anderen und brüllte vor Jubel. Das sollte wohl bedeuten: Wirst du's? Werd' ich's? Wieder runter zum Gehöft ging's. Die „Klein-Liebste“, „die Braut“, zwischen ihnen. Sie zogen in den Hof und machten die ganze Nacht einen fürchterlichen Spektakel. Wie sie zu sich ins Haus fand, entsann sie sich nicht mehr. Endlich wurde es draußen still. Die Nacht quälte sich hin, Stunde um Stunde.

So kam der Tag — und da war keine Hoffnung mehr — oder —? Was war das? Vereinzelt — dann reihenweise —? Der wohlbekannte, knatternde — trockene Laut. — Durften sie hoffen —? Von der anderen Seite auch? Kanonen? Ja? — Schwere, dumpfe Schüsse — Gott im Himmel — eine Schlacht im Anmarsch? Als kein Zweifel mehr war und die Granaten über die Dächer hinjammerten — da liefen sie in den Keller hinunter. War es schlimmer, da unten im Dunkeln zu sitzen, als da oben die letzte Nacht? Aber trotzdem. Als die ersten Kugeln pfliffen, war es ihr, als reinigten sie die Luft

umher. Nein, tausendmal lieber das reinliche Gefühl, diese Angst, in der sie jetzt saß.

Die Schlacht war auf ihrem Höhepunkt. Jeden Augenblick mußte etwas geschehen. Wer war's, der da oben siegte? Diese Frage wurde zu dringlichster Wirklichkeit. Sie hörten deutlich Menschen, die gingen — sprangen — über den Boden liefen — und schrieten? War's nicht — —? Doch — es war ihr Name! Wie sie hinaufkam? Wie es geschah, daß sie in ihres Mannes Armen lag? Und er? Ihr Mann? Ihm war, als „hörte er alle Glöden im Himmel läuten“ — da er sie festhielt — —

*

Jugend und Alter.

Von Richard von Schaukal.

Jung sein heißt vergessen können, alt sein, sich erinnern müssen.

*

Jung sein heißt wollen, alt sein, wissen, daß man nicht kann.

*

Jugend ist spottlustig, Alter bitter.

*

Jugend hofft, Alter zweifelt.

*

Jugend überspringt Stufen, Alter hält auf jedem Absatz.

*

Jugend vergeudet Blüten, Alter sammelt abgefallene Früchte.

*

Die Jugend von Langemark.

Ein Heldenepos. Von Felix Neumann.

„Westlich von Langemark brachen junge Regimenter unter dem Gesänge: „Deutschland, Deutschland über alles...“ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie.“

(Deutscher Seeresbericht vom 11. Nov. 1914.)

Serbtabend auf Westflanderns feuchter Flur!
Still hinter den Gestaden von Calais
Versinkt die Sonne in ihr Wellengrab.
Noch einmal blickt sie düsterroten Scheines
Auf die Gefilde, die des Schicksals Fluch
Dazu bestimmte, Ströme Bluts zu trinken.
Nun zieht sich eine schwere Wolkenwand
Gleich einem Vorhang vor die letzten Strahlen,
Und eissig kriecht die düstre Nacht heran.

Dicht liegen sich die Linien gegenüber.
Das Korps der Jungen, nun herangeführt,
Um an der Nier neues Reis zu pflücken,
Sieht vor sich, einer Festung gleich bewehrt,